

**LITERATURA BRASILEIRA DE EXPRESSÃO ALEMÃ**

(Coordenação geral: Celeste Ribeiro de Sousa)

**HILDA SIRI**

**1918-2007**

(Celeste Ribeiro de Sousa)

**2008**

**Der große Buckel**

**Hilda Siri**

Ich hätte den Omnibus nehmen [nehmen] können, der um sieben bei meinem Haus vorbeifährt, aber ich ziehe es vor, heute zu Fuß zu gehen, obwohl ich gar nicht so gut auf den Beinen bin, denn schon als Kind habe ich mir in der ‚Roça‘ das rechte Bein verletzt, das ewig nicht heilen wollte, zurückblieb, so dass ich mein Lebtag hinkte. Deshalb war ich auch nicht das, was man einen tüchtigen Bauer nennt. Ja, wenn ich die Luise nicht geheiratet hätte...

Die Sonne ist eben über dem Ochsenberg aufgegangen. Wunderbar! Wie ich den frühen Morgen liebe! Aus den frisch gepflügten Äckern steigt ein nebliger Dunst. Der Geruch der umgewühlten Erde, feucht und satt, vermischt sich mit dem süßen Duft der blühenden Bäume und Hecken am Straßenrand: ‚Chá-de-bugre, Aroeira-mansa‘. Es riecht nach Honig. Ein ‚Sabiá‘ singt sein Morgenlied, andere fallen ein. Bei Sonnenuntergang stimmt er dasselbe Lied wieder an. Ich war immer ein besinnlicher Mensch, vielleicht wegen meines Gebrechens. Es geht bergan. Nicht umsonst heißt die Ortschaft: Der große Buckel; aber ich meine, es sei ein langer Hügel mit vielen Bergrücken.

Ein Auto überholt mich, will halten, der Fahrer winkt mir einzusteigen, aber ich schüttele verneinend den Kopf. Es war der Schmiedel von Santa Maria dos Caboclos. Laß mich nur langsam gehen, ich muß denken, den schwersten Entschluß meines Lebens fassen. Bis ich am Telephonamt angelangt bin, muß ich mich entschieden haben. Ja oder nein... Der Weg ist lang.

Ein frisch gepflügter Acker. ‚Quero-queros‘ überfliegen ihn, die langen Beine gestreckt, den Kopf spähend gesenkt. Einer nach dem anderen geht im Sturzflug nieder, pickt etwas auf und entgleitet. Ein Wäldchen. Als Schulkinder huschten wir eilend vorüber, besonders auf dem Heimweg, wenn es schon dunkelte. Da stand ein rohgezimmertes Holzkreuz, Mahnmal an einen Meuchelmord. Ein Musterreiter zu Pferd wurde hier abgeknallt, in den Wald geschleift und dort liegen gelassen. Man munkelte darüber, wer der Mörder war. Der Bursche verschwand aus der Gegend und starb später selbst durch Mörderhand.

Ein bunt geschecktes Band auf der Straße, vorwiegend rot: Eine Korallenschlange. Sie schlängelt nicht; sie schiebt sich in gerader Linie schnell vorwärts, einem nur ihr bekannten Ziel entgegen.

Ja... Wahrscheinlich hat die Luise recht, wie gewöhnlich. Wir können so nicht weiter wirtschaften. Wir haben die siebzig überschritten. Ein Sohn ist tot, der andere lebt in São Paulo, steht sich gut, hat es weit gebracht. Die Tochter ist verheiratet, ist nach Mato Grosso gewandert, kommt selten, schreibt, wir sollten doch zu ihr ziehen. Platz wäre genug, Beschäftigung auch. Sie bearbeiten das Land dort ganz modern: Maschinen zum Pflügen, Eggen, Säen, Ernten, Irrigation. Ist das noch was für uns?

Jetzt kommt die schönste Stelle des Weges, eine gerade Strecke, wo man zu beiden Seiten auf entfernte Hügel blickt, rechts, auf einer Anhöhe, noch im morgendlichen Rauch- und Nebelschleier zart eingehüllt der Turm der Evangelischen Kirche, daneben der Friedhof und weiter nach links, die katholische Kirche auch mit anliegendem

Friedhof. Seltsam... Aus diesem Blickwinkel scheinen sie so entfernt von einander, und sind es doch nicht. Es blühen jetzt viele Waldbäume: der ‚Jacarandá‘ blau; der ‚Pau Ferro‘ und die ‚Grevilha, gelb. Der Zeder hat weiße Kerzen aufgesetzt, der ‚Cocão‘ und der ‚Louro‘ lassen kleine, weiße Blüten fallen. Seltsam sind die krümligen Büschel die der Nußbaum, ‚Noz Pecã‘, ansetzt. Der ‚Camboatá‘ hat unscheinbare Blüten, dafür umso schönere Früchte: kleine rote Beeren, ein Schmaus für die Vögel. Auch die Blütenkapseln der Kokospalmen sind schon geplatzt und haben ihren Inhalt, große, gelbe, besenartige Klutschen preisgegeben, umschwärmt von Bienen und Kolibris.

Auf dieser Strecke lernte ich Luise kennen. Es war ein kalter Wintermorgen. Die sonst so blauen Berge der Serra Geral, wo Gramado und São Francisco de Paula liegen, schimmerten weiß. Dort mußte es geschneit haben. Die eisige Luft brannte mir in der Nase. Aus den Nüstern des Gauls, der meine ‚Aranha‘ zog, quoll dampfender Atem.

Mein Pferd wieherte, ein anderes antwortete. Ein Mädchen, hoch zu Roß, auf einem rotsamtenen Damensattel, umwallt von einem wollenen Damenponcho. der ihre bestiefelten Beine und den Rücken des Tieres bedeckten, galoppierte daher. Das braune Haar, in Flechten um den Kopf gelegt, was dem Mädchen ein frauliches Aussehen gab; das weiße Gesicht war vom Wind gerötet, die braunen Hände hielten geschickt und fest die Zügel.

Ich zog die Zügel. Sie tat das gleiche. Fast bäumte sich ihr Pferd, eine glänzende, rotbraune Stute. „Wohin des Wegs? Warum so eilig?“ sprach ich sie an. „Ich muß zum Doktor Wetter. Es ist so weit.“ „Die Mutter?“ „Ja, das achte. Noch mal ein Kleines zum aufziehen.“ „Du bist die Älteste, nicht?“ Sie nickte. „Ich muß weiter. Adieu!“ „Lade mich zur Taufe ein!“ lachte ich ihr nach. Unsere Augen trafen sich aufblitzend zum Abschied. Mich durchfuhr es, wie ein elektrischer Schlag. Die oder keine!

Eine Woche verging. Da kam ein Junge auf den Hof galoppiert, das junge Pferd nur mit einem Zaum und einen abgewetzten Schaftpelz auf dem Rücken. „Bist du der Schorge?“ fragte er mich. „Soll sagen: Die Taufe ist am nächsten Sonntag in der evangelischen Kirche. Nachher gibt’s Essen.“ Und schon war er weg.

In den Tälern, an den Anhöhen immer wieder ein rechteckiger, langer, grüner Streifen: Aufforstungen mit Eukalyptus, ‚Acácia negra‘, und ‚Pinus Elliotti.‘

Dort wohnte der Doktor Wetter, der einzige Arzt weit und breit, auch Geburtshelfer. Was der nicht alles heilen konnte! Vom Schlangenbiß bis zur Blinddarmentzündung mit wenig Arzneien, viel Kräutertee, und kalten und heißen Wickeln. Wenn er nicht mehr weiter wußte, schickte er die Kranken nach São Leopoldo, doch da war es meistens schon zu spät. Dreimal war er machtlos: bei der Schwindsucht, die blühende, junge Menschen hinraffte, bei der Typhus Epidemie und bei der ‚Espanhola‘, einer fast unheilbaren Grippe.

Hier an der Bushaltestelle, auf der Bank, will ich ein wenig rasten. Über dem Wald, hoch in den Lüften, fliegen Aasgeier. Sie haben etwas gesichtet oder gerochen. Wahrscheinlich ein verendetes Rind. Aber es ist noch nicht so weit, um mit der Mahlzeit zu beginnen.

Auf einer Weide mit viel ‚Barba-de-bode‘ befinden sich unzählige ‚Cupimzeiros‘ (Erdlausnester), viele sind am Boden aufgescharrt und ausgehöhlt von ‚Tatus‘ (Gürteltiere), die diese Insekten mit Vorliebe fressen. Kommt ein Städter aufs Land, fragt ihn der Bauer gern: „Weißt du, wie man Tatus fängt?“

Hier biegt die Straße ein, die von Taimbé kommt. An dieser Landstraße liegt die ‚Vende‘ vom Möhleke (der ist jetzt auch schon tot), die ‚Cooperativa‘ und viele Anwesen die den ersten Einwandern gehörten. Gewöhnlich von den Nachkommen der 3. Generation gebaut. Die Erbauer dieser stattlichen Häuser leben nicht mehr, selbst die Erben sind schon alt.

Seit meiner Konfirmation war ich nicht mehr in der Kirche gewesen. Die Orgel erklang, aber es waren nicht die alten vollen Töne, die damals der alte Lehrer Klohs dem Instrument entlockte. Oder war ich nicht mehr der Gleiche? Ich starrte auf den Eingang, die Glocken läuteten, da kam sie mit dem Kind auf dem Arm, ganz Anmut, ganz Lieblichkeit. Sie suchte meinen Blick. Die oder keine, summte ich auf die Melodie des angestimmten Liedes.

Nach dem Festmahl, wie immer: Spanferkel, Huhn, Hausnudel, Kartoffelsalat, Streuselkuchen, Wein und Spritzbier, und nachdem sie in der Küche fertig war, führte sie mich in den Garten, der ihrer Pflege oblag. Dort faßte ich sie an den Schultern, sah sie an und sie erwiderte ernst, ja andächtig meinen Blick, und ich fragte sie, ohne etwas daher zu machen: „Wann heiraten wir?“ Sie antwortete, als ob sie sich das vorher schon überlegt hätte: „In acht Wochen.“ Ich zog sie an mich und sie bot mir willig ihren Mund. Ja, so war's und der Herrgott hat unseren Ehebund gesegnet.

Langsam trotte ich weiter. Ein Geier fliegt vorbei, von Schwalben verfolgt und sie picken ihn in Kopf und Flügel, so dass er das Gleichgewicht verliert, absackt und in geringer Höhe flüchtet. Die Schwalben kehren in ihre Nester zurück.

Die Straße ist nun asphaltiert und ich brauche nicht mehr so auf den Weg zu achten. Vor vierzig Jahren hätte ich mir diesen Weg sparen können. Da wäre ich einfach zum Nachbar Kron gegangen und hätte von dort nach Mato Grosso telefoniert. Jetzt gibt es kein privates Telefon, nur ein Telephonamt. Nennt man das Fortschritt?

Auf halben Weg zwischen dem Ort und Santa Maria dos Caboclos, noch vor der alten Holzbrücke über den Guari, hatte der Kron sein Land. Haus, Ställe und der große Schuppen für den Leiterwagen lagen an der Straße. Und dieser Kron hatte ein Telephon. „Wer ist am Telephon?“ „Frau Kron“, witzelte man. Er brauchte es auch notwendig. Denn nicht nur, dass er die Bauern einmal am Tag nach São Leopoldo hin und zurück fuhr, nein, er nahm auch Bestellungen

auf, kaufte das Gewünschte in der Kreisstadt, lieferte auch kleine Ernteerträge, wie Erdbeeren, Obst, ‚Aipim‘, Kürbisse, Melonen und anderes in der Stadt ab

Die ‚Diligência‘ war ein Leiterwagen von vier Mauleseln gezogen, mit Querbänken und einem Verdeck aus ‚Lona‘. Wenn es regnete wurden seitlich auch Lonas heruntergezogen. Man stieg vorn ein neben dem Kutscher, krabbelte über die Bänke, und wenn man keinen Platz fand, konnte man sich hinten auf den gefüllten Säcken niederlassen. In aller Herrgottsfrühe begann die Reise und dauerte bei schönem Wetter fast zwei Stunden, bei Regenwetter nicht abzusehen. Auf der Rückfahrt kamen mit ihm auch die Reisenden, die mit der Bahn von Porto Alegre gekommen waren.

Jetzt haben wir feine Straßen, aber keine Telefonleitungen, nur ein Amt. Wir hatten auch schon einmal eine Bank, ein Hospital, ständige Ärzte und Zahnärzte, Geschäftshäuser. Und jetzt? Ich will gar nicht daran denken. Für jede Kleinigkeit muß man nach São Leopoldo oder Neu Hamburg fahren.

Mein Herz ist schwer. Wie ich das alles liebe, mein Eigentum, die Landschaft, das Volk, die Freunde und Verwandten, auch die Sitten und Gebräuche.

Mein Land, von dem ich mich trennen soll, gehört schon seit über 150 Jahren der Familie, acht Generationen hindurch. Meine Wohnung, ist noch das erste Steinhaus, das die zweite Generation errichtete. Ein Fachwerkhaus, wie man es hier nur noch selten findet. Immer wieder wurde es ausgebessert und nach hinten vergrößert. Besser gesagt, man baute hinter dem Haus eine Küche und ein Eßzimmer, wegen Feuergefahr. Es gab damals nur die aus Stein und Lehm gebauten Holzöfen mit einer eisernen Platte, ‚Fogão-de-lenha-comprida‘. Wie leicht konnte da ein Scheit auf den Boden fallen und einen Brand verursachen. Auch die Stallungen waren abseits des Hauses so angelegt, an einer abschüssigen Stelle, dass man den Mist leicht herauskehren konnte und er in eine Mulde fiel. Meine Vorfahren

teilten das gleiche Schicksal mit allen Einwanderern: den ersten die Not, den zweiten das Brot. In der Familie sind die Geschichten der einzelnen Generationen nicht erhalten geblieben, nur Geschichten, die wegen ihrer Kuriosität, Verwegenheit oder Tragik weitererzählt wurden, gewöhnlich von Groß- oder Urgroßmüttern den Enkeln in der Dämmerstunde. Einen Stammbaum hat leider niemand geführt.

Meine Urahnen, die sich hier ansiedelten, stammten aus allen Gauen Deutschlands und kamen, außer den Pommern, die richtige Bauern waren, aus Pfarrer, Lehrer, und Handwerker Familien. Einer, aus dem Hunsrück soll eine Fähre über die Mosel gelenkt haben, ein anderer war Tuchweber, ein dritter Lehrer und Organist. Drei der Frauen waren Pfarrerstöchter. So kam es, dass bei uns kein Dialekt gesprochen wurde, dass die Schriftsprache nicht vom Hundsbuklischen durchsetzt wurde. Dafür sorgte auch der angeborene Hang und die übermittelte Gewohnheit zu lesen. Wo sich Gelegenheit bot, gutes Deutsch zu hören, ging man hin: in die Schule, die Kirche, Versammlungen und ins Theater. Auch das gab es damals im Dorf. Da muß ich an Friedchen denken, die Stücke einübte, selbst die Hauptrolle spielte und auch den gemischten Chor leitete. Sie sangen damals anders als heute, schleppend.

Fast wäre ich gefallen. Ein Auto kam in unverschämter Geschwindigkeit und ich mußte in den Graben springen.

Wir haben viel gelesen. Mitgebrachte Bücher, vor allem die Bibel. Es gab auch deutsche Zeitungen und Kalender. Auch vorgelesen wurde viel, Gedichte aufgesagt und gesungen. Eine Zither gab es fast in jedem Haus, oder ein anderes Instrument, besonders Blasinstrumente, auch Geigen.

Es wurde viel erzählt vom Vergangenen und Gegenwärtigen. Hier am Ort war die einzige Informationsquelle die mündliche Wiedergabe der Ereignisse. Die Kunst des Erzählens ist abhanden gekommen, vernichtet von Radio und Fernseh, ebenso wie das Musizieren. Wie war es doch gemütlich, wenn die Familie, Nachbarn und Freunde sich

abends oder sonntags zusammensetzten und plauschten. Die ‚Matecuia‘ kreiste, die Kinder spielten lärmend auf dem Hof und jeder teilte mit, was er erlebt hatte, was er gehört oder gesehen hatte, wie die Pflanzung stand und die Ernte ausfiel.

Plötzlich wurde es ungemütlich. In Europa war Krieg. Wir durften nicht mehr Deutsch sprechen, und uns nicht mehr zu Festen versammeln. Viele gewöhnten sich an, mit ihren Kindern Portugiesisch zu sprechen, obwohl sie die Sprache schlecht beherrschten. Die deutschen Schulen wurden geschlossen oder der Unterricht nur noch auf Portugiesisch erteilt. Es herrschte Mangel an Volksschulen.

‚Gralhas‘ (Elstern) flattern in Schwärmen auf, lassen sich kreischend auf Häusern und Bäumen nieder, hüpfen von Ast zu Ast, flattern wieder auf, gleiten ins Gras und hüpfen dort weiter und finden keine Ruhe.

Ich bin abgeschweift. Ans Land will ich denken. Die ersten deutschen Einwanderer die in der ‚Feitoria Velha‘ untergebracht wurden (Land, das dem ersten brasilianischen Kaiser Don Pedro I, der mit der österreichischen Prinzessin Leopoldine verheiratet war, gehörte, und auf dem von schwarzen Sklaven Jutta gepflanzt wurde), bekamen durch das Los 75 Hektar Land zugeteilt. Gewöhnlich waren es kinderreiche Familien. Das Land mußte bei Erbschaften aufgeteilt werden, oder, wenn ein einziger Erbe es behielt, mußte er die Geschwister auszahlen, was beim ewigen Geldmangel der Bauern die Wirtschaft schwächte. Viele zogen fort, in die Großstadt, andere Städte, oder in die neuen Kolonien, wenn sie Bauern bleiben wollten. Die in die Stadt zogen, widmeten sich dem Handel, der Industrie, oder dem Handwerk. So meine Geschwister, meine Onkel. Mein ererbter Hof mißt nur noch 8 ha. Noch einmal teilen ist unmöglich, auch wegen des Geländes. Er ist schon schmal wie ein Handtuch.

Wie soll es weitergehen? Aber einmal muß ich mich ja sowieso von allem trennen, wenn der Sensenmann kommt. Warum sein Sach nicht



vorher ins Reine bringen? Wie war das alles so gut und schön und wie waren wir glücklich miteinander, die Luise und ich.

Links ist das Holzlager und die Stellmacherei vom Becker. Sie machen ‚Foliöes‘, Walken für Gerbereien. Ein Stückchen weiter eine wunderschöne Aussicht auf die Ortschaft. Stolz und hoch ragen die zwei Türme in den Himmel, umgeben von ihren Friedhöfen. Auf dem evangelischen Friedhof liegen auf der Erde Sandsteine, fast von der Größe eines Grabes. Auf vielen kennt man noch deutlich die Namen und die Daten und den Geburtsort. Also, geboren 1800 und etwas in Deutschland. Gestorben... Darunter: Friede Deiner Asche. Dieser Wunsch, ist er nicht ein Befehl, dieses Grab nicht zu schänden?

In den Gärten blühen Bauernrosen, rote, gelbe, weiße, auch der wunderbare rosa Sachsengruß. Aber auch Kattunblümchen, Mohn, Rittersporn. In manchen stehen Bienenkästen. Ich glaube, heuer wird es viel Honig geben. Auch auf den Wiesen sieht man Blumen, gelben und blauen Klee, kleine blaue Blüten und rote Verbänen; manchmal einen großen gelben Buschen, die giftige ‚Maria mole‘.

Luise zog zu uns ins Haus, brachte eine reiche Aussteuer und auch Bargeld in die Ehe, auf dessen richtige Anwendung sie ein Auge hatte. Ich war der Jüngste, ein Nachzügler, meine Geschwister waren schon ausgeflogen.

Sie kam, und es war, als sei sie schon immer da gewesen, nur zeitweilig vereist, und glücklich zurückgekehrt. Sie nahm sofort das Heft in die Hand. Meiner Mutter, eine sanfte, gütige Frau, war sie gleich einer Tochter, mit der sie sich die Arbeit teilte. Mein Vater, der schon etwas verdrießlich und auch nachlässig geworden war, lebte auf, riß sich zusammen, und als das erste Enkelkind kam, war er wie ein Enterich, der das Nest der Brut umschnattert.

Es ging wieder aufwärts. Ein Knecht wurde eingestellt, Stallungen, Zäune und das Wohnhaus repariert und bald lag sogar ein Guthaben auf der Bank.

Wir hatten noch die von den Ahnen eingeführte Dreifelderwirtschaft.

Immer lagen zwei Äcker brach, nur der dritte wurde geackert und bepflanzt. So hatte man Zeit den ersten wieder herzurichten: zu roden, brennen mit Mist befahren, um ihn im Frühjahr zu pflügen.

Die Frauen gingen nicht in die ‚Roça‘, das duldete mein Vater nicht. Sie hatten auch in Haus und Hof genug zu tun mit Futter holen, füttern und melken der Kühe, der Aufzucht und Pflege des Federviehs, dem Bepflanzen und Hegen des Gemüsegartens. Die Pflege der Obstbäume und das Ernten der Früchte war meine Aufgabe.

Luise machte alles zu Geld: Eier, Küken, Hühner, die Federn der Enten und Gänse, Kässchmier, Käse und Butter, Gemüse und Honig, alles, was unter ihren fleißigen Händen gedieh, und im Haushalt übrig blieb. Die Erdbeeren pflückte sie am späten Nachmittag, in Kästen, die ich ihr zu diesem Zweck zimmerte und brachte sie dem Kron, der sie am nächsten Morgen nach São Leopoldo mitnahm und dort in einer Konditorei ablieferte. Sie sah auf alles ohne Aufsehen, Zetern oder Klagen. Alles war selbstverständlich und sie tat es freudig. Und dann die Kinder. Schnell hintereinander kamen drei. Mein Gott, waren das Jahre des Glücks, des Segens, der Liebe. Es ist kaum zu verstehen, ich war immer verliebt in meine Frau und sie in mich.

Die Eulen sind weniger geworden. Ihr natürlicher Feind ist die Eidechse, die ihre in Erdlöchern befindlichen Nester plündert. Trotzdem ist dieser Eierfresser ein nützliches Tier. Er frißt auch die Schlangeneier und tötet Schlangen mit dem Schwanz. Der Geier frißt zwar keine Eier, aber holt sich sonst alles, was da kreucht und fleucht, sogar junge Vögel aus den Nestern.

Dort links wohnt die Anita. Ich könnte einkehren, einen ‚Chimarrão‘ trinken. Nein. Ich will mich von meinen Gedanken nicht abbringen lassen. Heute wird es entschieden.

Rechts, ja was ist denn das? Eine Plastikfabrik? Da war früher die Schneidemühle des Andreas Meier. Habe ich gelacht? Jedenfalls habe ich an etwas Witziges gedacht, was hier die Leute erzählen. Da ist

einmal der Kessel geplatzt. Das ist sprichwörtlich geworden. Heute noch heißt es, wenn ein Liebespaar sich gar zu inbrünstig liebt: Paßt auf, gleich platzt der Kessel. Das war so: Beim Andreas arbeitete ein junger Bursche, dessen Hauptaufgabe es war, aufs Feuer aufzupassen, aufs Wasser und den Druck im Dampfkessel, der die Maschinen und die Kreissäge trieb. Ein Nachbarmädel, jung und keck, gesellte sich häufig zu ihm, und wie es nur so sein kann und immer sein wird, sie verknutschten sich, und die Leidenschaft wurde immer heftiger. Da geschah es: der Junge vergaß den Kessel. Er hatte noch ordentlich nachgelegt, damit das Feuer nicht ausginge, und plötzlich ein Krach, ein Zischen und Brodeln. Der Kessel war geplatzt. Die beiden lagen sich in den Armen, das Werk lag still. Sie heirateten und wurden glücklich, u.s.w. Sie lebt noch, fast hundertjährig.

Dort bewegt sich was, huscht durch das hohe Gras, erreicht einen Baumstamm und läuft ihn hinauf. Auf dem ersten Ast angelangt, hält es und schaut sich um. Eine Beutelratte. Aus dem Beutel schauen die Köpfe der Jungen. Ein großer Hund hält kleffend am Stamm und springt ihn an.

Die neuen Häuser links müssen Nachkommen früherer Einwohner gehören. Ich komme selten in die Ortschaft und kenne die jungen Leute nicht. Sie wachsen auch heran, wie aufgehende ‚Roscas‘. Und die Jahre vergehen im Alter zu schnell.

Jetzt komme ich an eine Wegkreuzung. Geradeaus geht es nach dem Ochsenberg. Da sind die Ländereien der Winters. Ich muß jetzt rechts abbiegen und die Hauptstraße hinunter gehen. Früher war es die Landstraße nach Taquara. Ich stehe also am Schnittpunkt von einem ‚T‘; genauer in einem Winkel.

Der Gehsteig ist hier schmal, gerade an der Ecke, es ist gefährlich hier stehen zu bleiben. Die Fahrzeuge fahren scharf und schnell um die Kurve. In meinem Blickfeld stehen drei Häuser. Häuser mit viel Geschichte. In der Mitte der Kreuzung stand noch vor kurzem ein riesiger Umbú. Sie hackten ihn ab, als sie die Lichtleitung nach dem

Ochsenberg legten. Schade! Schade auch um die mächtigen Platanen, die am Straßenrand des mittleren Hauses standen, die auch dem Fortschritt zum Opfer fallen mußten. Auf fast jedem der vielen Lichtposten ist ein ‚João-de-Barro‘ Nest. Die stören sich nicht am Fortschritt. Sieht aus, wie ein winziger Backofen mit einem runden Eingang seitlich, gewöhnlich nach Sonnenaufgang. Ununterbrochen schlüpft das Pärchen abwechselnd aus und ein, bringt im Schnabel einen feuchten Erdbatzen zur Ausbesserung der Behausung, Stroh fürs Nest oder Insekten und Würmer, Futter für die Brut.

Dieser Umbú war so alt und groß, seine Wurzeln so hoch und mächtig über der Erde, dass die Sage geht, dass im Muckerkrieg ein verfolgter Spötter sein Pferd und sich zwischen den Wurzeln versteckt hielt, bis die Mucker vorbeigezogen waren.

Das große, weiße Haus ist sozusagen die Stammburg eines der ersten Einwanderers. Es war ein Geschäftshaus in der Mitte des Weges zwischen São Leopoldo und Taquara, mit Waren- und Produktenhandel und der Herstellung und Verkauf von Mandiokmehl, aus dem auch Stärke hergestellt wird. Das rechte Haus, schon am Bein des ‚T‘ ist weit über hundert Jahre alt, vom alten Burger gebaut. Dieser war Homöopath und Nadeldoktor. Mit einem Apparat mit vielen Nadeln, den ich nur vom Hörensagen kenne, und einem speziellen Öl, mit dem vorher die Haut eingerieben wurde, nadelte er und heilte hauptsächlich langwierige, schwärende Wunden, aber auch Nervenranke und an Auszehrung Leidende. Die Haustürschwelle, ein großer, breiter Sandstein, ist so ausgetreten, dass ich es von hier aus sehe.

Jetzt, das dritte, mittlere Haus, lange verschrien als verwunschen. Das Haus liegt im Grünen, gelb und braun gestrichen mit breiten Fenstern. Es wurde 1924 gebaut. Das weiß ich genau, weil ich damals in den Konfirmanden Unterricht ging und auf meinem Heimweg dort hielt, um der Arbeit am Bau zuzusehen.

Vom Haus kommt eine kleine rundliche Frau in unbestimmbarem

Alter. Sie öffnet das Tor und befestigt die Flügel beiderseits, indem sie mit dem Fuß einen Stein daran schiebt. Ein Auto kommt in Sicht und hält in der Einfahrt. Am Steuer sitzt ein alter Mann, den kenne ich gut. Das ist ihr Mann. Dass er immer noch fährt?... Der ist doch schon hoch in die achtzig. Die Frau steigt zu ihm in den ‚Fuca‘. Langsam und vorsichtig biegt der Fahrer in die Hauptstraße ein und fährt den Berg hinunter. Die Frau grüßt freundlich. Sie ist die jetzige Besitzerin des Hauses, hat es vor ungefähr 15 Jahren gekauft. Das ungleiche Paar führt ein nützliches Leben, hält Haus und Hof in Ordnung und hat schon viele Hektar Wald gepflanzt.

Jetzt beginnt der Abstieg. Die Bewohner der beiden Seiten der Straße, kenne ich kaum. Sie sind nicht aus meiner Zeit. Nur die Ledige im ersten Hause rechts kannte ich gut. Sie war aus unserer Gegend und niemand trauerte ihr nach, ‚ka ma san, ufrichtig‘.

Nie hätte ich geglaubt, dass alles so kommen würde. Es ging alles so gut. Die Kinder wuchsen heran, gingen zur Schule, besser, sie ritten. So ein weiter Schulweg, Sommer wie Winter, jahrelang. Der Nelson, der Älteste, hatte einen guten Kopf, war immer ein aufgeweckter Bursche. Als er die Grundschule hinter sich hatte, beschlossen wir, ihn weiterlernen zu lassen. Das war nicht leicht für uns. Erstens, sich von dem Kind trennen, auf lange Zeit. Er würde unseren Augen entwachsen. Und dann, was es kosten würde... Seltsam, diesmal war es mein Vater, der ein Machtwort redete; er soll später studieren oder im Handel arbeiten, der soll zu etwas kommen, dieser Boden kann einmal nicht mehr alle ernähren. Seht, seine Onkel, deine Brüder sind ja auch alle früh gegangen und alle haben es zu was gebracht. Und... Gott wird sorgen.

So geschah es. Wir taten den Nelson auf den Spiegelberg in São Leopoldo, in die Synodalschule. Und das war sein Glück und unseres auch. Denn was dann kam... Wenn auch er... Nicht auszudenken.

Im gleichen Jahr wütete am Ort eine Typhus Epidemie, wir nahmen alle Vorsichtsmaßnahmen wahr, aber es erwischte meinen Vater und

unseren zweiten Sohn Eduard. Ich sollte die traurige Zeit nicht heraufbeschwören, aber es ist der Tag der Abrechnung. Alles soll noch einmal an meinem geistigen Augen vorüberziehen, das Glück, aber auch die Qual. Mein Vater leistete der Krankheit keinen Widerstand, er war alt und verbraucht, sie raffte ihn gleich hinweg.

Aber der Eduard... So ein starker, stämmiger Bub, zehn Jahre alt, wußte schon mit dem Vieh umzugehen und beim Putzen hielt er Schritt mit den Erwachsenen. Am liebsten jedoch war er bei mir in der Werkstatt und bastelte. Sein Traum war immer, ‚Fazendeiro‘ zu sein. Er baute sich in Miniatur eine ganze ‚Fazenda‘ mit Häusern, Ställen, Schuppen und Zäunen und schnitzte dazu das Rindvieh, Pferde und Schafe. Was er dazu alles verwendete ist unglaublich: Holz, Pappschachteln, Draht, Waschgurken, Maisstutzen, Reste von Fellen und vor allem Bambus, der leicht zu verarbeiten ist. Die schönsten Tierchen stellte seine Mutter zu Weihnachten unter den Christbaum auf Teppiche von Moos, das sie im Wald von Bäumen und Steinen klaubte.

Das Fieber stieg und stieg, Tage lang, Wochen, es ging schon in die vierte Woche. Doktor Wetter kam täglich, brachte seine Mittel, half beim Wickel machen, fühlte den Puls, maß das Fieber. Tag und Nacht gab es Wadenwickel, kalte, feuchte Tücher auf die Stirn. Mal sank das Fieber, mal stieg es wieder. Einer wachte ständig. Er wurde immer schwächer, immer matter. In seinen Fieberphantasien sprach er nur von seinem Pferd: Lauf schneller, Baio, lauf! Bist doch mein liebes Pferdchen. Wir müssen über den Berg, schnell, es wird schon dunkel, schnell sonst schaffen wir es nicht. Er bäumte sich auf, dass wir ihn halten mußten. „Lauf schneller, Baio!“

Wir ließen einen Arzt aus São Leopoldo holen. Er verschrieb Arznei, aber ließ uns wenig Hoffnung. „Da kann man nichts machen. Mehr als ihr tut, unmöglich. Er hat eine starke Natur. Wenn er es schafft, liegt es an ihm, dass er es geschafft hat.“

Aber eines nachmittags um fünf war es vorbei. Das Fieber war nicht

mehr zu dämpfen und mitten in seiner Phantasie von dem tollen Ritt, sank er zurück und der Atem verlöschte. Das unser Herrgott das zuließ! So war 's. Unser Eduard, mein Liebster! So war 's.

Das Leben war nicht mehr so, wie es vorher gewesen war. Luise und ich lagen nachts im Bett und hielten uns die Hände. Wir vermeinten niemals mehr eine richtige Ehe führen zu können. Etwas war tot. Das hatte Eduard mit ins Grab genommen: unsere Freude an allem, die Zuversicht, das Selbstverständliche unserer Fröhlichkeit, das heitere Einverständnis mit unseren Kindern. Es blieb die Angst und sie lauerte in allen Winkeln. „Friede seiner Asche!“

Die Häuser an der Straße stehen fast alle hoch auf dem ‚Barranco‘ Das war früher nicht so. Die Straße, um an Steilheit zu verlieren fraß sich immer mehr in die Hügel hinein. Als sie mit den Vorarbeiten für den Asphalt begannen, hoben sie die Niederungen, füllten die tiefsten Stellen mit Steinbrocken, zuerst eine Fahrbreite, und dann nachdem die erste Hälfte mit grobem und feinen Kies geschottert war, die andere.

Als diese Straßenarbeit im Gang war, kam einmal mein Nachbar spät abends in seinem Fuca den Berg hinunter gefahren. Kurz nach der Schützenhalle wurde er am Eingang dieses Schmalweges von einer bewaffneten Bande angehalten. Vermummte Männer traten an seinen Wagen, schauten hinein, leuchteten ihm ins Gesicht und schrien ihn an. „Du bist es, alter Depp!“ Dann ergriffen sie den Fuca hinten und vorn und hoben ihn auf das einen halben Meter hohe Geröll. „Scher dich fort“! Ich erfuhr später, dass sie dort einem auflauerten, mit dem sie tagsüber auf dem Fußballplatz gestritten hatten, um ihm eine Tracht Prügel zu verpassen.

Der Ludwig, der dort wohnte, ist schon tot. Er war Baumeister und brachte es zu was, nach dem Grundsatz der Schwaben (er war einer) : Spare, spare, Häusle baue. Einen Tod wie er ihn hatte, wünscht sich ein jeder. Beim morgendlichen ‚Chimarrão‘ gab er die ‚Cuia‘ ab und lehnte sich im Stuhl zurück. Erst, als die Reihe wieder an ihn kam,

merkten sie, dass er tot war.

Jahre später, als Nelson uns verkündete, uns einfach vor die Tatsache stellte, dass er studieren würde, ließen wir ihm seinen Willen. Er habe schon mit Onkel Alois in Porto Alegre gesprochen, der werde ihn aufnehmen und er würde in seiner Freizeit in dessen Fabrik arbeiten. Wir zerbrachen uns nur den Kopf über das, was er studieren wollte: Physik. Davon hatten wir noch nie etwas gehört. „Das ist der Beruf der Zukunft“, ereiferte er sich, „Es wird nicht mehr lange dauern, da schießen sie Raketen auf den Mond. Keine Angst, ich fliege nicht mit, aber ich will dabei sein, wenn diese großartigen Dinge verwirklicht werden, die hauptsächlich durch die Physik und die Mathematik im entstehen sind.“ Das alles waren für uns spanische Dörfer.

Ich hätte nie geglaubt, dass es so kommen würde. Der Bauernsohn, der Nelson, dass er es so weit brächte. Gleich nach dem beendeten Studium bekam er ein Stipendium nach Uppsala, Schweden; da war er ein Jahr weg und lernte ganz Europa kennen, sogar in Moskau war er. Bald darauf schickten sie ihn nach Italien, um dort an einem Seminar teilzunehmen. Er kam selten zu Besuch. Ab und zu brachte er ein Mädchen mit, und wir freuten uns schon darauf, dass er sie heiratete, dann würde er ansässig. Doch schon nach einem Jahr fuhr er für zwei Jahre nach Nord Amerika, um dort seinen Doktor zu machen. Heute ist er Professor. Ich glaube, höher geht es nicht. Aber wer kann das wissen. Er ist jetzt verheiratet und hat Kinder, doch wenn er uns besucht, ist er für mich immer noch der kleine Junge der auf meinen Knien ‚hoppa Reiter‘ machte.

Ehe ich mich versehe bin ich am Schützenhaus vorbeigegangen. Drüben an der Bushaltestelle ist eine Bank, da will ich mich ausruhen, bevor ich den nächsten Buckel nehme. Ich ging gerade beim ‚Grilo‘ vorbei; die Autowerkstatt war geschlossen. Vielleicht ist er Fischen gefahren. Noch vor dem Fußballplatz, der der Schützenhalle gegenüber liegt, ist ein Neubau, ein schmuckes Haus, ‚Mansão‘ wie sie es heute nennen. Ich hätte nicht so nahe an einen Sportplatz



gebaut. Der Spektakel. Aber, stimmt, sie wollen ja den Fußballplatz verlegen, haben schon einen neuen angelegt in der Nähe des Hauses des ‚Henkers‘. Nein, an den will ich nicht denken, den grausigen Kerl, der Frau und Kinder in einen frühen Tod getrieben hat mit seiner Grausamkeit und Brutalität.

Das Schützenhaus, heute ‚Atiradores‘, obwohl schon über vierzig Jahre kein Schuß mehr abgefeuert wurde, genau so wie ein Geschäftshaus im Zentrum des Ortes, das früher einmal eine Bäckerei beherbergte, heute noch ‚Padaria‘ heißt, obwohl es schon dreimal seinen Herrn gewechselt hat.

Am vorletzten Sonntag war ich im Schützenhaus, um dort meinen Wählertitel abzuholen. Ich brauche nicht mehr zu wählen, aber ich kann keine Wahl verpassen. Das ist zu schön. Ich gehe immer schon am frühen Morgen und bleibe bis Mittag. Da treffe ich alle Einwohner. Alte Bekannte und Verwandte, Freunde aus der Wallahai, Morro dos Bois, Santa Maria dos Caboclos, Quilombo, Quebra Dentes, Passo dos Corvos, Taimbé und anderen Dörfern, die zum Distrikt gehören, gewöhnlich Kirchplätze mit einer ‚Vende‘ und ein paar Häusern. Da treffe ich sie alle: die Beckers und Müllers, die großen Schmidts und die kleinen, die Maiers mit a und die Meiers mit e, die Schreiners und Schneiders, die Breitenbacks und Scherers, die Winters und Sommers, die Inácio, Perreira und Mello und wie sie alle heißen.

Als ich den Titel holte, traf ich den Oskar und wir kamen ins Gespräch. Der Oskar ist immer gut informiert. Er kommt viel herum. Das Schützenhaus ist jetzt neu gestrichen, von innen und von außen. Er erzählte mir, dass das die neue ‚Diretoria‘ gemacht hätte, an der zum ersten Mal seit dem Bestehen des Vereinshauses zwei Frauen teilnehmen. Wir gedachten der alten Zeiten. Er tat seinen Unwillen kund. „Weißt du noch, wie das schön war, früher, die Wände mit Girlanden bemalt und geschmückt mit den Schießscheiben der Schützenkönige. Auf den Scheiben konnte man die Einschüsse sehen, die Punkte, mit denen er gewonnen hatte. Manchmal hing darum ein

verwelkter Lorbeerkranz. Und dann die vielen Seidenpapier Fähnchen an Schnüren gespannt. Und die Palmenreiser an den Türen und Fenstern an Festtagen.

„Ja, und dann trat Brasilien in den Weltkrieg ein, den zweiten, und sie haben die Bude zugemacht. Wo sind die schönen, alten, deutschen, Gewehre geblieben? Hat die Polizei sie alle mitgenommen?“ „Das letzte Gewehr, das sie kauften, war von Rossi. Wo mag das wohl abgeblieben sein?“

„Ja, andere Zeiten, andere Leute. Andere Leute, andere Sitten und wir... wir werden alt.

„Du vielleicht. Ich nicht. Komm mal zu mir auf den Ochsenberg. Da wirst du Augen machen. Überall ist Land aufgeteilt. Auch bei den Scherers. Überall entstehen neue ‚Sítios‘, mit feinen neuen Häusern, ‚Piscinas‘ und Tennisplätzen, Gartenbeleuchtung. Da riechst du die Dollar der Spritzbierbübchen (Hamburger), alles von Schuhen, die sie nach USA liefern. Aber die ‚Capilés‘ (Leopoldenser) sind auch da. Aber denkst du vielleicht die trinken noch Spritzbier und Himbeersaft? Die trinken alle Whisky.“

„Sag mal Oskar, macht das Militär von São Leopoldo immer noch Schießübungen auf deinem Land?“ „Ja. Die böllern immer noch. Bei denen habe ich eine große Nummer.“

Ja, der Oskar! Soll mal bezüglich Heirat gesagt haben: Warum soll ich mir eine Kuh kaufen, wenn ich das Fleisch kiloweis kriege.

Auf dem höchsten Gipfel einer Säulenzypresse sitzt ein ‚Bem-te-vi‘ und läßt sich vom Wind hin und her schaukeln „Ich habe dich gesehen“ ruft er. „Ich dich auch“ antworte ich.

Und dann... Da war nur noch die Leni im Haus. Als sie heranwuchs, füllte sie das Haus mit Übermut, Lebensfreude und ungehemmtem Tatendrang. Sie war die Jüngste, nun die einzige und verwöhnte. Was die nicht alles anstellte! Dabei hatte sie nie etwas Böses im Sinn. Vom Lernen wollte sie nichts wissen, und als sie konfirmiert war, schon vollbusig, da hatte sie auch bald einen Schatz. Den brachte sie

auch gleich ins Haus schäkerte mit ihm, halb Kind, halb Weib. Er ließ sich alles gefallen. Das tut er heute noch. „Lieber einen Sack Flöhe hüten, als eine Tochter“ stöhnte meine Mutter. Sie hatte etwas im Sinn, ging wie die Katze um den heißen Brei und meinte schließlich: „Es muß etwas geschehen, bevor etwas geschieht.“ Als die Leni sechzehn war, machte sich meine Mutter auf den Weg zu den reichen Gessingers. Sie zog ihr Bestes an, band das Staatskopftuch um, das sie nur zu ganz besonderen Angelegenheiten trug, und vertauschte die Schlappen gegen leichte Lacksandalen. „Mutter, was hast du vor?“ fragte meine Frau. „Überlaß das mir, das muß jetzt ausgehandelt werden.“ „Aber das könnte doch auch ich tun.“ Luise schien beleidigt. „Wenn zwei dasselbe tun, ist es noch längst nicht dasselbe“, erwiderte meine Mutter und trabte auf der Landstraße davon.

Was sich bei den Gessingers abgespielt hat, oder besser, wie, konnte ich nie in Erfahrung bringen. Wahrscheinlich hat es sich so zugetragen: Nach vielen ‚Chimarrões‘ und Streuselkuchen machten die Frauen einen Rundgang: den Garten begucken, die Milchkühe begutachten und das Federvieh, und dabei, untermischt von Lob und Anerkennung, kam meine Mutter auf Umwegen, so ungefähr vom stierigen Kuhkalb auf den Ehebund zu sprechen und ehe sich die Eltern des Burschen es recht versahen, hatte sie meine Tochter mit ihrem Sohn verkuppelt und gleich den ganzen Kuhhandel perfekt gemacht, wieviel der eine in die Ehe brächte, wieviel der andere.

Ausgemacht wurde, dass der Jacó zu uns zöge, da wir im Haus ja nur die Leni hatten. „Verlobt wird gleich“, bestand meine Mutter. „Aber die sind doch beide noch so jung“, opponierten die Gevatter. „Jung sind sie, aber nicht zu jung...“, sie machte einen langen und breiten Gedankenstrich, „und wenn’s pressiert, kann gleich geheiratet werden, nicht erst, wenn ’s auffällt.“

Wie recht meine Mutter hatte und wie geschickt sie alles eingefädelt hatte. Das junge Paar heiratete bald und nach der abgelaufenen Frist

gebar die Leni ein kräftiges Sieben-monatskind...

Soll ich noch sitzen bleiben, oder weiter gehen? Gehe ich weiter! Und kehre noch im ‚Sítio‘ vom Willi ein, um an der eingefaßten ständig laufenden Quelle kaltes Wasser zu trinken. Gleich hinter dem Tor, das gewöhnlich offen steht, ist das Becken, in den der aus einer Eisenröhre schießende Strahl hinein läuft und in einer gewissen Höhe abläuft. Ich finde ein Konservenglas, spüle es aus, und lösche Schluckweise meinen Durst. Dabei sehe ich mich um. Die riesige ‚Figueira‘, die den Abhang beschattet, steht auf dem Land des ‚Professors‘, aber diese zum Himmel strebenden Pinien, mit den weit ausladenden grünen Kuppeln, die hat der Willi gepflanzt im Jahr, als sein ältester Enkel geboren wurde und müssen jetzt ungefähr vierzig Jahre alt sein.

Hier war früher nur ein Sumpf. Alles was da steht: Bäume, Sträucher, Palmen hat er gepflanzt, und alles was gebaut, gepflastert ist, die Steinmauern, die die Erde halten, ist sein Werk. Jeden Samstag und Sonntag kam er von Porto Alegre, zuerst per Bahn und Diligência, später mit seinem eigenen Wagen. Und an diesen beiden Tagen, Woche um Woche, Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt hat er das Wunderwerk geschaffen: Das Haus im bayrischen Stil, die vielen Terrassen, die das steil abfallende Erdreich halten, und im tiefsten Sumpfloch die eiförmige ‚Piscina‘, getränkt von den vielen Quellen die dorthin absickern, abgefangen, gefaßt und dorthin geleitet. Die Balustrade, die sie im Hintergrund ziert, sieht man von der Straße aus. So ein schönes Anwesen, das schönste am ganzen Ort!

Jetzt will ich mich aber eilen. Ich freue mich am Glück der anderen, aber am Leid haste ich lieber vorüber.

Vom Willi fällt mir noch ein Geschichtchen ein. Er arbeitete sonntags in seinem Park dicht am Gartenzaun; da kam der Pater vorbei und sagte: „Aber Sr. Willi, am Sonntag arbeitet man doch nicht. Den Sonntag muß man heiligen.“ „Ich arbeite doch nicht, ich pflanze.“ „Ja, aber...“ „Was heißt hier aber... Gehen Sie mal hundert Meter

weiter, da kommen Sie auf einen freien Platz. Dort laufen 22 junge, starke Burschen einem Ball nach, treten sich gegenseitig die Schienbeine kaputt und schlagen sich die Köpfe ein und zum Schluß beschimpfen sie einen Mann, den sie Schiedsrichter nennen. Ist das den Sonntag heiligen?“

Die Einfahrt hinunter kommt langsam schreitend eine rote Katze. Sie hält den Kopf schief, denn mit ihrem scharfen Gebiß hält sie etwas Schweres, was sie neben sich her schleift. Sie hat eine ‚Jararaca‘ getötet, mit einem einzigen Biß hinter dem Kopf. Als sie mich sieht, verschwindet sie mit ihrer Beute in den Hecken. Es geht bergauf.

Der Jacó, mein Schwiegersohn, ist ein rechtschaffener Mensch, ein Bauer vom alten Korn, mit mehr Grütze im Kopf, als man ihm ansieht. Freude und Fröhlichkeit zogen wieder ins Haus. Jacó kümmerte sich um alles, um Acker, Wald und Hof. Die drei Frauen teilten sich die Arbeit, aber Luise hatte in der Küche, im Garten und beim Federvieh immer noch das Heft in der Hand. Jedes zweite Jahr gebar die Leni ein Kind, einen Knaben nach dem anderen. Sie war eine echte Holländerkuh und stillte eins bis das andere unterwegs war. Das war ein Gequietsche, Geschrei und Getümmel. Meine Mutter wiegte sie alle mit ihrem Lied: Heia, popaia schlag’s Bibilein tot. Es legt keine Eier und frißt mir mein Brot. Sie sang noch ein anderes, das mich immer traurig stimmte. „Maikäfer flieg, Dein Vater ist im Krieg. Deine Mutter ist in Pommerland. Pommerland ist abgebrannt. Maikäfer flieg‘.“

Bevor das Fünfte kam, starb Jakobs Vater und er hielt sich oft auf dem verwaisten Hof auf, bei seinen Geschwistern. Er ließ sich nicht leicht aus der Ruhe bringen und wenn ihm wer kam mit einer Klage, oder einem Vorschlag, blickte er in die Ferne, mitten durch denjenigen hindurch und fragte leise: „Hat ‘s n Zweck?“ Und das sagte er jetzt häufig. Er machte sich Sorgen um den Hof seiner Eltern.

Als das Kleine da war, sagte er eines Abends, als wir beim Kaffee

saßen: „Jetzt ist 's Schluß!“ Meine Frau dachte, mit dem Kinder kriegen und meinte: „ Ja, da müßt ihr mal den Riegel vorschieben.“ „Nein, Kinder können noch ein halbes Dutzend kommen“, sagte er, „aber ich brauche Land für die Kinder. Ich habe schon mit Schwager Emil abgemacht, wir fahren nächste Woche nach Mato Grosso und sehen uns nach Land um.“

„Willst du nicht mitfahren, Vater?“ fragte Leni. „Das ist nichts für den Vater. Wir fahren mitten in ein Urwaldgebiet, vielleicht kreuz und quer, bis wir das geeignete Land finden, das noch billig ist. Ich weiß nicht, wie lange wir wegbleiben.“

„Hast du wirklich die Absicht auszuwandern?“ fragte ich bekümmert.

„Ja,“ mein ältester Bruder bleibt mit dem Hof, und zahlt die Geschwister aus, mit barem Geld. Das muß so schnell wie möglich angelegt werden, wegen der Inflation. Mein Erspartes auch.

Er blieb einige Wochen aus, und als er zurückkam, schien er gewachsen zu sein. Er strahlte über das ganze Gesicht und wurde nicht müde, uns zu erzählen, was er draußen alles erlebt hatte. Es stand fest, er würde voraus fahren mit seinem Schwager und einem jungen starken Knecht, und sobald sie dort ein notdürftiges Haus eingerichtet hätten, würden sie die Familien holen kommen.

„Solange meine Mutter lebt, bleibe ich hier“ sagte ich und weiß nicht, ob es nur eine Ausrede war, ein Vorwand nicht fahren zu müssen.

Einige Monate später holte er Frau und Kinder. Luise fuhr mit, denn die lange beschwerliche Reise, der Anfang dort, würde für Leni allein zuviel sein.

Ich blieb mit der Greisin. Wie habe ich mich einsam gefühlt, verlassen! Nichts klappte. Und ich bekam den Vorgeschmack, wie es sein würde, wenn... Nicht auszudenken. Ich konnte den Tag nicht erwarten, Luise wieder zu sehen.

Den Berg hinunter kommt eine Karette von zwei jungen Ochsen gezogen. Der Kutscher geht nebenher, hält die Zügel und treibt die Viecher an mit seltsamen Lauten, die bestimmt nur das Rindvieh

versteht. Er geht auch nicht, er hüpfte im Laufschrift. Das kann nur ein Inácio da Silva sein. Die sehen sich alle gleich. Eine markante Familienähnlichkeit. Ich bin überzeugt, dass die Vorfahren vom ‚Lula‘ von hier stammen.

Er zügelt die Ochsen und lenkt sie an den Straßenrand. „Como vai, Sr. Jorge. Não me conhece mais? Sou o Arcides.“ ( Wie Geht es, Herr Georg? Kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin der Arcides Natürlich. Ist der alt geworden und klein, aber immer noch sehnig. Das sieht man an den bloßen Armen und nackten Beinen. Er trägt eine moderne kurze Hose, deren Originalfarbe man vor lauter Flecken nicht erkennen kann. Ich rede ein paar höfliche Worte mit ihm, aber was er sagt, verstehe ich nicht. Der zahnluckige Mund und die seltsame Art der Hinterwäldler zu sprechen, macht die Worte unverständlich. Jedoch... Anscheinend hat er sich gefreut, mich zu treffen. Hat früher eine Zeitlang bei mir gearbeitet.

Es ist viel Verkehr auf der Straße. Ich muß aufpassen. Hintereinander fahren vier ‚Tombadeiras‘ mit Kies beladen an mir vorbei, bergauf, da will doch ein Hündchen die Straße überqueren. Ich scheuche es weg. Aus einer wunderschönen gepflegten Ausfahrt kommt langsam ein Fuca. Die weißhaarige noch jugendlich aussehende Frau am Steuer, spricht auf jemanden ein, der sich hinter den Taquarastämmen meinem Blick entzieht. Sie fährt den Buckel hinauf. Jetzt weiß ich, wer's ist: Das ist die pensionierte, zugewanderte Lehrerin, die seit kurzem eine kleine Zeitung rausbringt. Der herrliche Guaporuvú neben ihrem Haus steht in voller Blüte. In seinem dichten, gelben Dach ist kein einziges grünes Blättchen zu sehen.

Jetzt erkenne ich den Grund ihres Verdrusses. Hinter dem Taquaral tritt sie hervor, ihr Bündel unter dem Arm, eine schwarze Perücke auf dem Kopf und flucht und kreischt die unflätigsten Schimpfwörter, die man je gehört hat. Sie will sich entfernen, überlegt es sich noch einmal, legt das Bündel, ihre ganze Habe, die sie immer mit sich schleppt, nieder, zieht ein Büchlein hervor, setzt sich auf die Steine

am Wegrand und beginnt zu lesen, nein, zu beten. Die Wilma Louca! Eine harmlos Verrückte. Niemand weiß, wo und wie sie lebt. Denn von dem bißchen Brot und Kaffee, dass sie sich erbettelt, nachdem sie in den Gärten die Blätter aufgerafft hat, kann sie doch unmöglich leben.

Jetzt kommen auf der rechten Seite einige schöne Landbesitze, meist Frauen gehörend. Die Straße steigt immer noch an. An einer freien Stelle, blicke ich auf die blauen Berge: die Dois Irmãos, den Ferrabraz, die Serra Geral. Das soll ich alles verlassen? Niemals mehr sehen?

Und warum nicht? Eines dieser Häuser hat den Müllers gehört. Sie hatten eine Lederfärberei ein Stückchen weiter oben, links, schon alles abgerissen, dem Erdboden gleich gemacht. Sie haben alles verkauft und sind zu ihrem Sohn gezogen nach Panambi. Wenn 's nicht mehr anders geht...

Plötzlich waren wir allein, Luise und ich. Die Mutter war sanft entschlafen. Die Kinder, beide im Norden, der Eduard tot. Plötzlich wurden wir gewahr, dass wir alt geworden waren. Es war uns früher niemals eingefallen, dass wir einmal alt werde könnten und haben uns keine Gedanken darüber gemacht, wie es einem zu Mute ist, wenn man altert. Das Alter schlich heimlich näher, und wir begannen es zu fühlen, als uns die Arbeit nicht mehr schmeckte.

Ich hatte meine Pension vom Funrural vorzeitig erhalten, weil ich wegen meines Gebrechens im zunehmenden Alter nicht mehr arbeitsfähig war. Wir hatten zu leben und Nelson ließ es sich nicht nehmen, monatlich eine Geldsumme zu schicken, die uns das Alter erleichtern und verschönern sollte.

„Ich verkaufe die Zugochsen“, sagte ich beim Chimarrão zu Luise. „Und verpachte die Weiden und das Pflanzland,“ erwiderte sie. Damit begannen wir aufzugeben und uns ins Alter zu fügen. „Die Milchkühe müssen wir jetzt auch verkaufen, nachdem ich einen Pächter gefunden habe.“ „Wir behalten nur noch die ‚Scheck‘ für unseren



Milchbedarf.“ „Ich meine, du solltest auch die Hühner- und Entenzucht aufgeben,“ begann ich einige Monate später, als ich merkte, wie Luise immer schwerfälliger wurde. „Du hast zu viel Arbeit damit und es bringt wenig ein.“ „Aber die Hühner behalte ich und den Gemüsegarten.“ „Und ich pflege weiterhin die Obstbäume und die Weinstöcke.“ So geschah es und so ist es noch heute. Nur wird von Tag zu Tag alles schwerer, eintöniger, zweckloser. „Hat 's 'n Zweck?“ frage ich jetzt auch. Einen Tagelöhner zu finden, ist schwierig, einen festen Angestellten wollen wir nicht mehr. Es lohnt sich nicht. Mir graut vor dem Tag, wo wir über das Unkraut nicht mehr Herr werden und uns das Gestrüpp über den Kopf wächst.

Die Einsamkeit, die Sehnsucht nach den Kindern und Enkeln! Wir hatten mit der Dona Iva, der Postagentin, als sie noch lebte, abgemacht, dass sie uns durch einen Schuljungen die Briefe runter schicken sollte, wenn welche kämen. Später war es der Ernesto.

Die Briefe aus Mato Grosso wurden immer seltener, dafür aber immer froher. Einen Traktor hätten sie gekauft, eine ‚Colheitadeira‘ (Erntemaschine), das neue Haus sei fertig; und es gäbe am Ort schon eine Kapelle, eine Schule, einen ‚Posto de Saúde‘; in jedem Brief, wir sollten kommen, sie warten auf uns.

Vor der Schule ist ein ‚Quebra-mola‘. Dort will ich die Strasse überqueren. Ich muß noch in die Apotheke und dann frage ich auf der Präfektur gleich nach der Post.

Jedes Haus, an dem ich vorbeikomme, erweckt Erinnerungen. Was ist denn das, an der Ecke, dort steht eine uralte ‚Figueira‘. Haben sie da nicht ein Wasserdepot in den Baum gestellt! So etwas müßte verboten sein! So ein ehrwürdiger Baum! Und nur wegen der windigen Bar darunter. So ein Baum braucht seine Zeit, hundert, zweihundert Jahre. Ursprünglich ist die Figueira gar kein Baum, sondern eine Schlingpflanze, die ihren Träger erstickt. Ich habe noch nie eine abgestorbene Figueira gesehen. Wird sie nicht zeitig, reif, sterbensalt? Zeitig ist nicht gleichbedeutend mit reif. Reif kann eine

Frucht sein, wenn sie reif vom Baum fällt, zeitig aber ist sie, wenn sie geerntet werden muß. Alles reift einem Ziel entgegen. So reift auch ein Entschluß. Zufall gibt es nicht. Er ist einfach ein Zeitpunkt von dem man nachträglich sagt, dass er ausschlaggebend für irgendetwas war, das Schicksal wurde. Schicksal? Charakter ist Schicksal, habe ich einmal gelesen. Paßt zu Wilhelm Busch: „Es kann doch unsereiner nur denken wie er muß.“

Ich komme von eins aufs andere. Das hängt alles mit meiner hilflosen Unschlüssigkeit zusammen, mit meiner Anstrengung, zu erfassen, ob dieser Lebensabschnitt zeitig geworden ist. Ein leichter Schwindel überkommt mich. Ich lasse den Einkauf für einandermal. Lieber setze ich mich auf die Bank vor dem Syndikat. Niemand soll sehen, wie ich zittere und stolpere.

Gegenüber wird gebaut. Fundament und Zementsäulen stehen schon. Das wird ein ‚Supermercado‘ habe ich mir sagen lassen. Was eine Schlachtereier doch einbringt! Ich könnte Luise etwas Blut- und Leberwurst mitbringen, vielleicht auch einige Grieben, wenn der Schlachter sie hat. Es hat Zeit.

Ein freier Platz, dann das alte Haus vom Schuch, wohl das älteste im Zentrum. Daneben steht das neue. Dort wohnte der älteste Viehtreiber, den ich gekannt habe. Der ritt einst bis Minas Gerais, kaufte dort ‚Zebú‘ Herden auf, meist junges Vieh, und trieb es über Berge und ‚Kamp‘, durch Flüsse und Sümpfe hierher, wo er schon seine festen Abnehmer hatte. Die hiesigen Züchter kauften es um die einheimische Rasse, nennen wir sie einfach Kampochsen, aufzubessern. Der Zebú ist widerstandsfähiger gegen allerhand Krankheiten und leidet nicht so unter ‚Carrapatos‘. Selbst ich habe einmal einen Stier erworben.

Auf der Post bedient mich eine junge Frau. Es ist kein Brief für mich da. Vor der Präfektur stehen viele Männer in der Sonne und unterhalten sich. Ist etwas vorgefallen oder machen sie Pause? Ich gehe grüßend zwischendurch. Sie reagieren nicht darauf. Oder

kennen sie mich nicht mehr...

Die Schlachtereierie ist geschlossen. Ich trete in die daneben liegende Bar. An einigen Tischen sitzen einzeln und in Gruppen Männer und trinken Bier. Bier am frühen Vormittag! Das gab es zu meiner Zeit nicht. Die Hausfrau bedient mich. Sie ist sehr freundlich. Hier sei die Leberwurst. Von der Blutwurst habe sie noch ein Stück in der Küche. Wieviel ich denn wolle. Ich zeige ihr eine Handbreit. Die Grieben seien alle.

Ich gehe über die Straße und stehe vor der katholischen Kirche. Ein schönes Gebäude, ein schöner, breiter Aufgang mit Treppen. Auf dem Grasplatz vor der Kirche weidet ein Stier, an einer ‚Soga‘ (Strick) angepflockt. Steht der Turm wirklich schief? Ich peile, vergleiche, kann nichts feststellen. Man sagt, er senke sich nach rechts.

Gott sei Dank! Jetzt ist’s geschafft! Ich gehe über die Straße, die zur evangelischen Kirche, und auch zur Walachei führt, steige einige Stufen empor und bin auf der ‚Praça‘ bei der ‚Telefônica‘. Ich setze mich auf eine Bank. Ein letztes Mal verweilen. Ich schaue mich um.

Schräg gegenüber, ein schönes Haus! Der Garten so gepflegt. Auf der Terrasse sitzt eine alte Frau. Ist das nicht die Emi? Ob sie mich wohl noch kennt? Daneben ein Neubau, riesengroß. Wozu? Für ein, zwei Kinder?

Weißt du nun endlich, was du willst, Georg? – Ja, antworte ich mir. Du bist noch nicht zu alt, dein Leben zu verändern. Du hast Lebenserfahrung, Kenntnisse, Geschicklichkeit und auch noch Kraft und du kommst nicht mit leeren Händen. Du kannst dir dort ein Häuschen bauen und mit deiner Luise zusammen sein, bis das der Tod uns scheidet. Und dort sind wir nicht allein.

Gegenüber ein schönes schmiedeeisernes Tor mit den Buchstaben E.N. zwischen den Verschnörkelungen. Da war das Geschäftshaus von Nabinger. Das Tor ist ein Schmiedekunstwerk von Marquard, wie auch viele Kreuze und Grabeinfassungen auf den Friedhöfen.

Schön sitzt es sich hier auf der Bank unter den blühenden Bäumen. Drüben an der Tankstelle ist viel Betrieb. Auf der Straße rasen Autos, Lastwagen und Tombadeiras nach allen Richtungen. Wo sie nur den vielen Kies hinfahren?

Ich bin jetzt ganz ruhig. Der Entschluß ist gefaßt. Ich will mir nur noch die Worte zurechtlegen, die ich dem Jacó sage, damit ich nichts vergesse. Am Telefon werde ich immer nervös.

Ich gehe die paar Stufen hinauf in die Telefônica. Gott sei Dank! Sie ist leer. Ich trete an den Schalter und lege dem Fräulein meinen Zettel mit der Nummer auf die Platte. Sie lächelt mich freundlich an und sagt: „Não dá para telefonar. Roubaram os fios.“ (Man kann nicht telefonieren. Sie haben die Drähte gestohlen.) „Mas como?“ (Wie ist das möglich?) „É. Roubaram os fios telefônicos daqui até Novo Hamburgo. Só amanhã. (Erst morgen.)

Meine Beine werden plötzlich schlaff. Die Hände, die den Zettel halten, zittern. Ich muß mich setzen. Lange sitze ich auf der Bank im Warteraum. Ich bin wie ausgehöhlt.

Dann gebe ich mir einen Ruck, gehe zurück auf die Post und schicke ein Telegramm:

„Wir kommen.“

**Fonte:**

Zwanziger, Iris. Der große Buckel. In: *Die alte Truhe*. 2ª ed. Campinas, edição da autora, 2000, p. 164-184.